

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 44

Artikel: Von einer starken Liebe
Autor: Scheurer, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648445>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Man habe nur nachsehen wollen, ob der Dunder-Fredrik nicht gelogen habe, sagte einer zum anderen.

Nein, der Dunder-Fredrik hatte nicht gelogen ...

Von dem Tage an geschah es oft, daß die Weiber ungeduldig wurden, wenn sie im offenen Herde kochen mußten, und daß sie schimpften und klagten: „Denk, wenn wir einen eisernen Kochherd hätten ...“ Die Männer taten, als hörten sie nichts, aber sie selber waren nicht besser daran. Wenn sie in die kleine Hauschmiede mußten, um ein paar Nägel zurechtzuhämmern, sahen sie nur immer die Kiste mit den vielen tausend Nägeln vor sich, die für ein ganzes Leben ausreichen würden, und taten die Arbeit, die ihnen früher nie eine Last gewesen war, eher ein Spiel und eine Freude, verdrossen und mürrisch.

Dann hieß es auf einmal, der Kaufladen sei eröffnet worden und jedem stehe es frei, hinzugehen, ganz wie es ihm beliebe.

Sie gingen nicht am ersten Tage hin, auch nicht am zweiten Tage, am dritten Tage aber war die Neugier wieder übermächtig, und so, wie der erste Schnee kommt, nicht haufenweise, nicht aufs Mal, sondern langsam und gemächlich, floße um floße, so kamen die Bauern von Appellovik, zögernd und ruckweise durch die einladend geöffnete Türe des Kaufladens ...

Die ganze Stube war voller Dinge. Man sah es ihnen an, daß sie funkelnagelneu waren. Auf Schäften und Tischen lagen und standen sie. Auch auf dem Fußboden. Einige hingen an der Decke. Andere wieder waren in Schubladen versteckt, die herausgezogen werden konnten. Und alle Dinge hatten irgendwo ein Zettelchen hängen, auf dem zu lesen war, was sie kosteten.

„Oj, oj, oj, was ist denn das?“

„Das sind Blusen und Schürzen, wie man sie in Stockholm trägt“, antwortete der Amerika-Johann bereitwillig. Man hörte die Erklärung aufmerksam an. Aber man schaute auf die Seite.

„Und das sind leichte Sommerröcke ... und das sind Hüte ...“

Hüte? Ging denn nicht alle Welt in roten und weißen Hauben? Gab es Frauen, die in Hüten gingen, wie die Männer?

„Und hier sind lange Hosen aus allerfeinstem Stoff für Herren! ...“

Herren? War die Zeit gekommen, daß die Bauern es den Herren gleich tun konnten?

„Und hier sind feine Schuhe, der König hat keine besseren.“

Man glaubte es. So glänzend und dünn war das Leder. So schmal die Spitze. So leicht und biegsam die Sohle. Oj, oj, oj, daß nun auch ein simpler Bauer wie der König daherkommen konnte — an den Füßen wenigstens.

Ach ja, viele feine Dinge lagen da ... man bekam richtig Lust, sie zu kaufen, je länger man sie anschaute.

Das ganze Dorf kam in den Kaufladen. Nur vier kamen nicht.

Der Pellas-Jerk war zu stolz auf Selbstgeschaffenes und Ererbtes.

Britta war zu tief in Jorn und Trauer.

Der Spel-Daniel war zu fromm.

Und der Färg Petter haßte den Amerika-Johann, weil er die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande auf den Misthaufen geworfen hatte. Und weil er Tapeten verkaufte, die seine Bilder überflüssig machten.

Diese Tapeten! Langes, langes Papier auf Rollen, die gar kein Ende nehmen wollten. Mit Figuren und Blumen und richtigen Landschaften in vielerlei Farben. Und nicht gemalt — malen konnte schließlich auch ein Bauer, wenn er sich Mühe gab, der Färg-Petter bewies es — sondern gedruckt.

Wie fein, wie unglaublich fein! Es gab Appelloviker, die darüber weinten, daß ihre seligen Väter soviel Pracht und Herrlichkeit nicht mehr erlebt hatten. Kein Mensch konnte wissen, ob der Himmel, in dem sie jetzt wohnten, ebenso schön war.

Es gab aber auch Appelloviker, welche die Abgestorbenen beneideten. Jenen war erspart geblieben, so viele prächtige Dinge zu sehen ... und sie doch nicht besitzen zu dürfen ...

Denn die Appelloviker hatten kein Geld!

Sie sehnten sich danach, aus ihren groben Kleidern herauszuschlüpfen und Herren zu werden, Schmetterlingen gleich, die aus der Puppe kriechen.

Der unbestimmte, ahnungsvolle Trieb nach Höherem peinigte sie. Vordem war alles recht und gut gewesen, wie von Ewigkeit her, wie für Ewigkeit bestimmt. Nun sahen sie auf einmal, daß alles anders sein könnte. Und anders war besser!

Sie hatten bloß kein Geld ...

Aber war nicht der Wald ihr Eigentum? ... Der Wald mußte ihnen helfen! Wozu war er sonst da?

Man schlug auf den Busch. Man gab dem Amerika-Johann zu verstehen, daß man gar nicht mehr so abgeneigt sei — er werde schon wissen ...

Aber der Amerika-Johann verzog keine Miene. Er tat, als könne er nicht Schwedisch. Er sprach vom Wetter, obwohl man ihm deutlich zu verstehen gab, daß man den Wald meine ...

Herbsttag.

Von Irmela Linberg.

Der Sonnenblumen dichter hoher Wald
Träumt golden in dem tiefen Mittagschweigen;
Marienfäden tanzen ihren Reigen;
Vom Walde weht es seltsam fremd und kalt.

Und von den Lindenbäumen der Allee
Wehn gelbe Blätter auf die stillen Wege ...
Ein leises Knacken — — äugend durchs Gehege
Am Waldrand bricht ein schlankes junges Reh.

So stumm die Welt, so voller Todesahnen,
Ein Friedhof aus des Sommers bunten Resten,
Und doch — die braunen Knospen an den Ästen,
Sie wollen schon an neuen Frühling mahnen.

Von einer starken Liebe.

Von Robert Scheurer, Agno.

Giulio ist ein einfacher Mann, ein Schreiner. Aber er ist ein Held. Nicht daß er dieses Heldentum auf irgend einem Schlachtfelde erfochten hätte. Wenigstens nicht auf einem solchen im landläufigen Sinne. Aber das Leben an und für sich ist eben für manchen und manche auch eine Art Schlachtfeld, wo ein Sieg in den allermeisten Fällen mehr Kräfte erfordert als ein durch Hieb und Stich und Draufloschießen errungener.

„Der größte Held ist der, der sich selbst bezwingt“, sagt einer unserer größten deutschen Dichter. Und er hat recht. Was übrigens jeder an seiner eigenen Natur erproben kann.

Giulio liebte ein hübsches Mädchen seines Dorfes. Die beiden waren einig, ein Paar zu werden. Und eine gesicherte Zukunft lag auch vor ihnen; denn Giulio war als tüchtiger Berufsmann im ganzen Distrikt bekannt und geschätzt. Er brauchte kein Inserat im Amtsblatt. „Die fertige Arbeit ist meine Reklame“, pflegte er zu sagen. Und diese Aeußerung bewahrheitete sich, denn es regnete stets von Aufträgen, mehr als er zu bewältigen vermochte.

Alles schien demnach im besten Gang zu sein. Da nahte das Verhängnis in Gestalt eines jungen Malergehilfen, den ein beauftragter Meister aus der nahen Stadt zur Restaurierung des uralten Dorfkirchleins hergesandt hatte.

Er war ein hübscher blondlockiger Bursche mit Augen wie Feuerflammen. Und wenn die Sonne der altersgrauen Fassade des kleinen Gotteshauses einen warmen Goldton verlieh, dann leuchtete auch der gelbe Haarschopf des rasigen Pinselmannes fast wie weiland der brennende Dornbusch in der Wüste Sinai.

Nun haben bekanntlich die Jünger der edeln Pinselkunst Sinn für alles Schöne. Was Wunder deshalb, daß auch unser Kirchenrestaurateur bald die hübscheste unter den zahlreichen Suttenträgerinnen herausgefunden hatte, die jeden Nachmittag am nahen Rastanienberg droben schwere Lasten dürrer Laubes für Stallstreue holten und zu dem Zwecke hart neben dem Kirchlein vorbei muhten!

Und auch der betreffenden niedlichen Suttenträgerin schien dieses Haupterfordernis der Pinselergilde nicht fremd zu sein, denn auch sie fand den temperamentvollen, blondlockigen (blond wird der Seltenheit wegen im Süden ohnehin immer bevorzugt) Fremdling sehr hübsch, ja sogar (und das wurde der Grund alles Unheils) bedeutend hübscher und lebenswürdiger als ihren Giulio.

Der letztere konstatierte in der Folge mit stillem Schmerz, daß seine Verlobte immer kälter gegen ihn wurde. Und eines Tages erhielt er sogar deren Abschiedsbrief.

Der so schmähdlich Verlassene schlich nur noch umher wie ein Schatten, und die Arbeit verrichtete er wie eine Maschine. Jedermann bedauerte den um seiner Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit willen allgemein respektierten und beliebten jungen Mann.

Derweilen ließ es sich seine bisherige Braut mit ihrem neuen Auserwählten wohl sein. An den Samstagabenden nahm dieser sie sogar auf seinem Motorrad zu allerlei Vergnügungen in die Stadt mit und brachte sie oft erst am Sonntagabend zurück. Und dies trotz allen Ermahnungen der längst verwitweten, überaus rechtschaffenen Mutter.

Nach drei Wochen waren die Arbeiten am Kirchlein zu Ende. Noch einige Male kam der Lodenjüngling großartig in ledernem Töffdreß den Berg herauf gefnattert. Dann blieb er plötzlich aus.

Seiner Geliebten wurde Angst und bange. Und mit Grund. Ein Expressbrief kam zurück mit dem Vermerk: „Adressat abgereist“.

Jetzt schlich auch das lebensfrohe Mädchen, gleich dem verlassenen Giulio, nur noch wie ein Schatten herum und getraute sich nicht mehr unter die Leute. Denn die Mutter brachte aus, daß der fremde Pinsler ihrer Tochter eine unliebsame Visitenkarte hinterlassen habe und nun nach unbekannter Richtung verduftet sei.

Der schönen Virginia (leider hatte sie ihrem frommen Taufnamen wenig Ehre gemacht) Sinnen und Trachten ging von da ab nur noch dahin, der ihr wartenden Schande durch Selbsttötung vorzubeugen. Die bedauernswerte Mutter getraute sich daher Tag und Nacht nicht mehr, ihr einziges Kind auch nur einen Moment allein zu lassen.

Pfarrer und Gemeindepräsident sahen in der Angelegenheit nur noch eine Lösung: Versorgung in der Irrenanstalt.

Da nahte die Rettung von gänzlich unerwarteter Seite: Eines Abends spät drückte sich eine männliche Gestalt in das Häuschen des so unglücklich gewordenen Menschenpaares. Jemand wollte in derselben den Schreiner Giulio erkannt haben. Das gab in den folgenden Tagen ein Getuschel in dem Dörfchen herum!

Und dann wurde das Merkwürdige zur Tatsache, daß fortan völlige Ruhe in dem bisherigen Unglückshäuschen herrschte. Und noch mehr: Nach zirka zwei Wochen figurierten Giulio und Virginia als zukünftige Eheleute im Rasten des Zivilstandsamtes.

Am darauffolgenden Sonntag hielt der Pfarrer nach der Vormittagsmesse eine Predigt über die Worte „Die Liebe ist das Heiligste, Höchste und Stärkste! Sie vergibt alles und überwindet alles ... Die Liebe höret nimmer auf!“ Und im Anschluß daran erwähnte er die edle Tat des Mitbürgers Giulio.

Heute, nach zirka fünf Jahren, sind der letztere und seine Virginia längst ein glückliches Ehepaar. Und der blondlockige Aelteste wird von seinem „Vater“ mit der nämlichen Liebe behandelt wie die zwei nachträglich angerückten Schwarzköpfe.

Einmal meinte einer in der Weinlaune, es müsse einer schon ein Dummkopf sein wie der Giulio, eine Suppe auszuessen, die ein anderer eingebrocht. Darauf erhielt derselbe aber von dem gerade anwesenden Sindaco eine Antwort, die ihm wohl auf immer in dieser Sache das Maul stopfte.

Ein Wort.

Ich las ein Wort,
Das fort und fort
Und immer, immer ich mußt' wieder lesen,
So einfach und so schlicht es auch gewesen. —
In frommem Sinn schrieb einst mein Mütterlein
Ins Stammbuch ihres kleinen Wildfangs ein:
„Streu' Liebe aus auf deinen Lebenswegen,
Denn aus der Liebe blüht dir Gottes Segen!“

Und dieses Wort
Ward mir zum Hort,
Daß seinem Sinn am liebsten heute wieder
Ich weihen möcht' das beste meiner Lieder,
Auf daß im gold'nen Sonnenschein die Saat
Des Worts gedeihen möcht' zur Liebestat —
Am Krankenbett — in bangen Unglücksnächten,
Und wo es gegen Unrecht gilt zu fechten!

Wo fremder Schmerz
Ein edles Herz
Bestimmt, das liebe Kreuz voranzutragen,
Erglüht das Morgenrot von bessern Tagen,
Entweicht das Weh und vor des Herrn Gebot
Wird Licht aus Nacht und Jubel aus der Not —
„Streu' Liebe aus drum an des Lebens Wegen,
Denn aus der Liebe blüht dir Gottes Segen!“

(Autor unbekannt.)

Rundschau.

Ministerium Sarraut.

Frankreich nimmt eine kleine Umgruppierung vor, und immer noch ist es nicht das Ministerium der „nationalen Konzentration“, auf welches man seit dem Hitler-Umschwung in Deutschland wartet.

Daladier stolperte (oder scheint gestolpert zu sein) in der Innenpolitik; es ist jedoch nicht ganz klar, ob der scheinbare Anlaß seines Abganges auch der wirkliche war. Vielleicht hätte das Finanzprogramm fallen, aber das Ministerium bleiben können, falls nicht eben auch aus andern Gründen ein Ministerwechsel erwünscht gewesen wäre.

Man erwäge nur eines: Deutschland hatte die Abrüstungskonferenz verlassen, seinen Rücktritt aus dem Völkerbund angekündigt und vollzogen, Hitler hatte gesprochen, hatte direkte Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich vorgeschlagen. Auf diese Rede, auf diese Taten mußte in Paris geantwortet werden, und zum überlegten Antworten ist Zeit vonnöten. Mehr noch als die Antwort braucht die Gegenaktion auf die unerwarteten deutschen